Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 71 (1991)
Heft: 3

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wessenberg an Zschokke

Anmerkungen zu einem Briefwechsel

«Der grösste Unstern unserer Zeiten liegt gerade darin, dass man wähnt, mehr auf die Künste schlauer Politik als auf edle und grossartige Gesinnungen vertrauen zu dürfen»
(Wessenberg an Zschokke 1834)

Der dies im Jahre 1834 schrieb, hatte zu jenem Zeitpunkt keine Möglichkeit des praktischen Wirkens in Kirche oder Staat mehr: *Ignaz Heinrich von Wessenberg* (1774—1860), ehemaliger Konstanzer Generalvikar und Bistumsverweser, in Abwesenheit des Fürstbischofs Dalberg Leiter der gesamten administrativen und spirituellen Bistumsverwaltung und durch seine Leistungen eine hervorragende Gestalt der deutschen Kirchengeschichte. Nun lebte der einst führende Kirchenmann, Verfechter eines josephinisch getönten liberalen Katholizismus, im Denken aber einem gläubigen christlichen Humanismus verpflichtet, bis zum Tod in seinem Domherrenhaus beim Münster in Konstanz ein strenges Leben des Geistes. Die Schachzüge der römischen Kurie und die labile weltliche Politik verwiesen den ideenreichen, geborenen Reformer und Pädagogen auf das Nebengeleise historischer Forschung und dichterischer Versuche.

An den er seine Worte richtete, das war einer der führenden liberalen Kulturpolitiker der nachrevolutionären Schweiz und einer der meistgelesenen populärphilosophisch-religiösen und volkserzieherischen Schriftsteller: *Heinrich Zschokke* (1771—1848) in Aarau.

Vor uns stehen also zwei Männer, die nach Herkommen und geistigem Habitus recht verschieden geartet waren. Aber der Wesenszug, der den gebildeten römisch-katholischen Prälaten von Adel mit dem bürgerlich-republikanischen Politiker und aufklärerischen Philantropen verband, das war doch wohl ihr in echter Toleranz gründendes volkserzieherisch-gemeinnütziges Tun und Trachten. Diese Voraussetzung ermöglichte einen lebendigen brieflichen und persönlichen Dialog über manche ihre Zeit, aber auch ihr persönliches Leben bewegenden Probleme, ein Gespräch, das schliesslich auch zum Versuch einer gegenseitigen Klärung letzter Fragen vorstiess. Mit einem Wort: wir haben es bei dieser Briefsammlung mit einer geistesgeschichtlichen Dokumentation von hohem Rang zu tun. Die Lektüre des gediegen und sachkundig gestalteten Bandes wird zudem erleichtert durch die ausgezeichnete editorische Arbeit zweier Bearbeiter, *Rudolf Herzog* † und *Othmar Pfyl* [1].

Aus einer kurzen redaktionellen Mitteilung Zschokkes an Wessenberg

zu einer Einsendung an das von jenem betreute fortschrittliche Zeitblatt *«Der aufrichtige und wohlerfahrene Schweizer-Bote»* im Aarauer Verlag Sauerländer entwickelte sich der immer dichter und auch persönlicher werdende Gedankenaustausch, der seismographisch über vier Jahrzehnte hin die wesentlichen Zeiterscheinungen registrierte, von Napoleon und dem Wiener Kongress an, bis die Revolution von 1848 Europa erschütterte. Da Wessenberg in seiner Stellung als Generalvikar und Bistumsverweser von Konstanz, bis zur Auflösung des vom Gotthard bis zum Neckar und vom Lech bis Oberrhein reichenden grössten deutschen Bistums im Jahr 1827, auch für einen grossen Teil der Deutschschweiz zuständig war, wird verständlich, dass er sich nicht bloss bis zur Neustrukturierung der diözesanen Verhältnisse — mit allen Folgerungen für den schweizerischen Raum —, sondern auch danach an den unser Land bewegenden Fragen aufmerksamen Anteil nahm, mit geschärftem Blick nach seinen amtlichen und persönlichen Auseinandersetzungen mit dem römischen Kurialismus. Als Verfechter eines toleranten christlichen Humanismus wurde er für den liberalen Bildungspolitiker Zschokke ein idealer Gesprächspartner. So äusserte einmal der Protestant und Freimaurer offen seinen zu seinem Leidwesen nie verwirklichten «Herzenswunsch», den aufgeschlossenen befreundeten Reformprälaten als Haupt eines zu schaffenden schweizerischen Metropolitanverbandes zu sehen, zum Schutz vor ultramontaner und jesuitischer Intransigenz. In Brief und Gegenbrief reflektieren sich die meisten, unsere nationale Geschichte bewegenden Ereignisse zwischen Restauration und Sonderbundskrise, voran natürlich bildungs- und kirchenpolitische, etwa der Straussenhandel in Zürich oder die Jesuitenfrage in Luzern. Bei Wessenberg klingt beim Blick auf die Lage seiner Kirche in Deutschland auch etwa eine besorgte Vorahnung des Kulturkampfes an. Angesichts seiner dezidierten Ablehnung der klerikalen Politik des Vororts Luzern unter der Führung Konstantin Siegwarts mag man sich hypothetisch gar die Vermeidung des Sonderbundskrieges unter dem Einfluss eines Wessenberg als schweizerischen Nationalbischofs vorstellen, sofern natürlich auf der andern Seite der Radikalismus etwa auf der mittleren Linie des Liberalismus eines Zschokke zu mässigen gewesen wäre. Im vorangehenden aargauischen Klosterstreit lautete dessen harsches Urteil angesichts der angeblichen klerikalen Umtriebe noch in radikalstaatskirchlichem Geist, wenn er Anfang Januar 1841 nach Konstanz schrieb: *«Rom . . . hat aus der ganzen Weltgeschichte noch nicht gelernt, dass seine politisch-geistliche Macht, im Kampf mit der geistigen Macht der Civilisation, naturnothwendig immer weiter zurückgedrängt werden muss; dass es schon izt, in unserm Jahrhundert, wie ein fremdes Jahrhundert dasteht . . .»* Wessenberg beurteilte nach geschehener Aufhebung der Konvente die Lage unter einem allgemeineren und versöhnlicheren Gesichtspunkt, wenn er am 8. Februar jenes Jahres antwortete: *«Es schmerzt mich, zu sehen, wie die Confessionsunterschiede immer einen stärkern, herbern Einfluss auf die politischen Dinge in der Schweiz gewinnen. Unter allen Übeln ist vielleicht der Fanatismus das verderblichste.»* — Und geradezu josephinisch postuliert er für den Aargau die Errichtung von Bildungsanstalten aus dem säkularisierten Kir-

chengut, fügt allerdings vorsichtig hinzu: *«Dass ich Ihnen, theurer Freund, meine Ideen nur im Vertrauen mittheile, versteht sich von selbst. Denn, da die Leidenschaften in Gährung sind, möcht' ich keineswegs ins Gerede kommen . . .»* Aber er lässt die Entwicklung der Lage nicht mehr aus den Augen, und es ist wie eine Vorahnung der bald darauf den Bestand der Schweiz gefährdenden Krise, wenn er 1842 warnte: *«Sehen die guten Schweizer denn noch nicht ein, dass Curialismus und Katholizismus zwei verschiedene Dinge sind und dass weder die Freiheit noch die Eintracht der Eidgenossenschaft dadurch gewinnen können, dass Jesuiten und Nuntien regieren?»* Und das Jahr darauf noch expliziter antisonderbündisch: *« . . . wenn wir nur von den geistigen Nebeln verschont bleiben, womit Sigwartischer Jesuitismus uns so griesgrämisch bedroht!»* Wie spricht sich aber schliesslich eine Leitidee dieses dem kurz zuvor verstorbenen helvetischen Kulturminister Philipp Albert Stapfer geistesverwandten Irenikers Wessenberg aus? *«Von innerer Verbesserung unsers edeln Geschlechts muss jede andere ausgehen, wenn sie dauerhaft gedeihen soll.»* Heinrich Zschokke hielt allerdings der wachsenden Sorge Wessenbergs über das wüste Parteitreiben in seinem fortschrittsgläubigen Optimismus entgegen: *«Rom wird zuletzt mehr von seinem Machtkreis verlieren als gewinnen; das weissagt die Weltgeschichte, das der Fortschritt aller Wissenschaft, das die immer zunehmende Helligkeit des Volksverstandes.»* Erstaunlich, dass der hochgemute politische Veteran, anders als der krisenbewusste tiefblickende Philosoph I. P. V. Troxler, über die Zuspitzung der Lage noch Ende Juli 1847 nach Konstanz schrieb: *«An Bürgerkrieg glaub' ich nie . . . Vielleicht giebts ein Versöhnungsfest.»* Nach dem kurzen harten Stoss bangt Wessenberg nun vor fremder Einmischung. Er verfasst auf General Dufour ein Lobgedicht und mahnt zur Versöhnung: es möge der Geist besonnener Mässigung an der Tagsatzung die Interessen des Ganzen und der Teile in Einklang bringen und eine dauerhafte Vereinigung begründen. Schon aber überstürzten sich nun die revolutionären Ereignisse in Frankreich und Deutschland in den ersten Monaten des Jahres 1848. Unter diesem Eindruck stehen im letzten Brief an Zschokke die ahnungsvollen Worte: *«Aber was wird nun aus alle dem werden? Wir scheinen am Vorabend einer allgemeinen europäischen Weltumwälzung zu stehen. Gott allein kann jetzt Alles zu einem guten Ziel hinführen.»* In Zschokkes Anwort von Ende März 1848, seinem letzten Schreiben ein Vierteljahr vor seinem Tod, tönt es wie ein Echo auf den Anruf des Freundes, aber auch als eine zornige Schelte auf die Anmassungen geistlicher und weltlicher Reaktion in Europa, auf den *«Wahnwitz»* der Fürsten und ihrer Minister vor ihrem gerechten Sturz *«die göttliche Weltordnung korrigieren zu wollen»*. Seine Prophetie: *«Durch den Weltsturm klang mir's immer, wie die Stimme Jehova's vom Sinai, zu den Völkern, ihren Erdengötzen und goldnen Kälbern: ‹Ihr sollt keine andren Götter haben neben mir!› Im chaotischen Spiel der Ereignisse waltet eine höhere Macht. Wir beide werden den Schlussakt des ungeheuren Drama's wohl nicht erleben.»*

Es wurde hier eine besondere Linie etwas ausführlicher nachgezeichnet. Das soll nicht den Eindruck erwecken, das Briefgespräch habe sich nicht ebenfalls noch auf verschiedene weitere

Zeitfragen und gesellschaftlich-politische und kulturelle Verhältnisse bezogen, ganz zu schweigen von einer Fülle wertvoller Hinweise auf bedeutende Zeitgenossen aus beider Lebenskreise. Weiter fällt Licht auf der beiden fruchtbares und uneigennütziges soziales Wirken. Es würde den Rezensenten auch zu weit führen, das gesamte breite Spektrum ihrer geistigen Interessen und deren literarischen Niederschlag zu charakterisieren. Den eigentlichen Gewinn bringt die Lektüre. Auch unbeschwerte Stücke stehen in der Sammlung, poetisch verklärte Reisebilder, Zeugnisse heitern Lebensgenusses aus einer entschwundenen Zeit, in den späteren Jahren mit einem Anhauch von leiser Melancholie der Alternden. Heinrich Zschokke wird man die leise durchschimmernde Eitelkeit bei der Schilderung seiner gesellschaftlichen Erfolge in deutschen Bildungskreisen nachsehen. Bei dem zum bedeutenden Kirchenführer prädestinierten Wessenberg deutet sich bisweilen die persönliche Tragik an, wenn er, zwar vornehm zurückhaltend, schreibt, die römische Kurie habe ihn an seiner eigentlichen Berufung gehindert und ins Abseits, eben auf seine Schriftstellerei abgedrängt: *«Diese war nicht mein Beruf. Meine Kräfte, meine Neigung und Thätigkeit war ganz dem Eingreifen ins Leben zugewendet; ich kannte keinen Ehrgeiz als den, etwas Rein-Gutes zu wirken. Aber in der Laufbahn wurden mir die Fersen durchschnitten. Aber die Baumeister haben mich als einen ungefügigen Stein weggeworfen».* Er hatte sich gefügt. *«Mein Geist blieb frei, und diess ist nichts Kleines. Das Bewusstsein, nur Gottes Diener zu seyn, wird mich an die Grenze des Diesseits geleiten.»* An solche persönliche Bekenntnisse knüpfte sich dann auch das eindringliche Gespräch mit Zschokke über dessen bekannte «Selbstschau», mit Fragen über Welt, Gott, Zeit und Ewigkeit. Als Gegenstück gedachte Wessenberg eine eigene Glaubensschrift gewissermassen erst als Testament zu hinterlassen, denn: *«Ich bin es zwar seit langer Zeit gewöhnt, in der Wüste zu predigen. Jetzt ist es aber vielleicht angemessener, in der Wüste zu schweigen und die Felsen und Ströme und Stürme reden zu lassen.»* Vorläufig blieb ihm aber das offene Gespräch mit dem Freund in der «Blumenhalde» zu Aarau, der ihm einmal den Sinn dieses Korrespondierens folgendermassen umschrieb: *«Ein Brief ist im Grunde nichts Anderes als ein halblautes Selbstgespräch, das ein Anderer mit anhört, seine Glossen dazu macht, oder schweigt.»*

Was haben nun am Ende die Fragen und Ideen geistiger Wortführer einer versunkenen Generation für unsere auf Sozialhistorie getrimmte Sicht und unser einzig auf die Zukunft auszurichtendes, Sinnen zu bieten? Man übersehe nicht, was beispielsweise Wessenberg kirchenpolitisch anstrebte, dies etwa angesichts der gegenwärtigen Wirrnisse in der römisch-katholischen Gemeinschaft unseres Landes. Und ist vielleicht Zschokkes unerschütterlicher Glaube an den Sinn einer echten Volksbildung — *«Volksbildung ist Volksbefreiung!»* — so ganz überholt, heutzutage gar überflüssig, weil eine längst erfüllte Forderung? — Wer am Graben zu Aarau am Standbild des Präzeptors Argoviae vorübergeht, mag sich dessen forschendem Blick stellen und sich bewusst machen, was der heutigen Generation angesichts einer ungewissen Zukunft von der Geistergemeinschaft der Gründerväter unserer im Jahrhundert nach 1798 und 1848

erneuerten Schweiz zur Bewahrung und Bewährung aufgegeben ist.

Adolf Rohr

[1] Der Briefwechsel 1806—1848 zwischen Ignaz Heinrich von Wessenberg und Heinrich Zschokke. Bearbeitet von Rudolf Herzog † und Othmar Pfyl. Herausgegeben von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, Basel 1990. Der sogfältig gestaltete Band ist mit ausführlichem wissenschaftlichem Apparat (Bibliographie, Personen-, Sach- und Ortsregister) ausgestattet und bietet in der Einleitung alle nötigen biographischen und editionstechnischen Angaben.

Vom Weinen in der Welt

Jüdische Identität im Schatten der Diaspora, der Pogrome, des Holocausts. Versunkene Welt der Schtetl. Im Tagebuch Isaak Babels, bei Joseph Roth oder in den Miniaturen Bella Chagalls tauchen sie wieder auf. Diese Welt erinnernd, schrieb sie im französischen Saint-Dié im Jahre 1939 im Vorwort zu ihrer Sammlung *Brennende Lichter: «Aus jedem Winkel kommt ein Schatten auf mich zu, berührt mich, zieht mich in einen Reigen mit anderen Schatten. Sie umringen mich, streifen meine Schultern, fassen meine Hände, meine Füsse, fallen über mich her wie ein summender Fliegenschwarm an einem heissen Sommertag.»*

Identität als Feier: Ob Laubhüttenfest oder Purim, ob Rosch-Haschana oder Jom Kippur, im Schein der Kerzen, beim Lesen der Haggada und Berühren der Mesusa, des Glaubensbekenntnisses aus dem fünften Buch Mose, und beim Verzehr der Mazze, im Einswerden mit dem Ritual, weiss sich der Jude durchdrungen vom geheimnisvoll Besonderen, das seine Religion stiftet.

Andersgläubige, Christen zumal, denunzierten dieses Besondere als etwas Absonderliches. Die Intensität der jüdischen Glaubenserfahrung wirkte befremdend auf sie, insgeheim auch beschämend, weil sie selbst diese religiöse Inbrunst verloren hatten. Von den Juden forderten sie, dass sie sich assimilieren sollten. Gerade in Deutschland beugten sich die Juden dieser Forderung allzu willig.

Das führte so weit, dass sogar die westeuropäischen Juden auf ihre osteuropäischen Brüder und Schwestern herabblickten, weil diese weniger bereit waren, sich zu assimilieren. Einzig der in der altjüdischen Tradition Lembergs aufgewachsene Martin Buber besass Weitblick genug, um zwischen diesen Fraktionen zu vermitteln: *«Jene (Juden, die sich ‹heimisch› machen) versichern etwa den Deutschen, sie seien nicht anders als sie, um nicht als fremd zu gelten»*, schrieb er im Jahre 1916. *«Wir aber sagen aus, dass wir anders sind, und dürfen als eine Wahrheit unserer Seele, die niemand verkennen kann, hinzufügen, dass wir nicht fremd sind . . . Wir sehen die uns wesensverschiedene, aber nicht wesensfremde, die vertraute Wirklichkeit und gestehen, dass wir sie lieben: die Sprache, die uns zum Denken, die Landschaft, die uns zum Schauen erzog, die schaffende Tiefe*

eines grossen Volkstums, der wir für beglückendes Geschenk zu danken haben. Wir hängen uns nicht bei den andern ein, aber wir grüssen sie . . . : Freunde, wir sind unterwegs, um unseretwillen, um euretwillen — um des Heils willen» [1].

Niemand hat dieses Bekenntnis treffender interpretiert als H. G. Adler in seiner Studie *Die Juden in Deutschland.* Er sagte über diese Sätze: *«Hier erblikken wir . . . ein Judentum, das sich nicht verleugnet, weder haltlos noch unwürdig preisgibt, sondern im eigenen Grunde geborgen und doch weltoffen ist, dem Deutschtum zugetan, von seinem Geiste getränkt und beides einer höheren Gemeinschaft unterzuordnen trachtet: der Menschheit, worunter hier kein verschwommener Kosmopolitismus, sondern eine anzustrebende Heilsgemeinschaft verstanden wird»* [2].

In die Enge getrieben, beleidigt, tätlich angegriffen und schliesslich von staatsbediensteten Mördern verfolgt, entdeckten die meisten «assimilierten» Juden ihr Judentum neu; manche entwickelten sich zu religiösen Fanatikern, sogar zu zionistischen Nationalisten, die an Theodor Herzls 1897 veröffentlichte Schrift über den zu errichtenden *Judenstaat* glaubten wie an eine neue Thora.

Fünf Jahrzehnte nach dem Holocaust melden sich nun einige Nachfahren der Opfer zu Wort und fordern, dass die Juden ihre «Opferrolle» aufgeben müssten und versuchen sollten, ein positives Selbstverständnis zu entwikkeln [3].

Zur gleichen Zeit aber zeigt sich, dass der allenthalben wieder aufflakkernde Antisemitismus in Europa aus Juden wieder Opfer macht. Ein im Dezember 1990 in London abgehaltener Kongress über Antisemitismus wurde dabei zu einem wichtigen Forum der Klage. So berichtete eine Londoner Lehrerin über den Terror, dem ihre jüdischen Schüler und Schülerinnen ausgesetzt sind. Berichte aus Frankreich, und Polen ergänzten die alarmierenden Befunde über antisemitische Tendenzen, die sich bislang eher in einer betont kritischen bis aggressiven Kommentierung der israelischen Politik, zumal in der britischen Presse, Luft verschafften [4].

Man beruhigte seine Gewissensbisse wegen des Holocausts, wenn man auf dem Bildschirm die verstümmelten und verbrannten Kinder von Westbeirut zu sehen bekam. Bewiesen sie nicht hinreichend, dass Juden ebenso brutal sein konnten wie einst ihre Verfolger? Stefan Heym befand über diese verquere Art der Gewissenserleichterung: *«Jede von Juden begangene Sünde wiegt schwerer in der Waagschale als die gleiche Sünde, begangen von anderen Leuten»* [5].

Vor diesem leidvollen Hintergrund sehen wir die Skulpturen, die jüdischdeutsche Künstler, Denker und Wissenschaftler unauslöschlich hinterlassen haben; lesen sie, sinnvoll angeleitet, durch bewegende essayistische Danksagungen, die allesamt bestätigen, was der Herausgeber, *Hans Jürgen Schultz,* in seinem Vorwort mit wünschenswerter Entschiedenheit uns ins Bewusstsein ruft: *«Mit den Juden haben wir (Deutschen) Teile von uns selbst getötet. Wir haben uns eine Wunde beigebracht, eine Amputation, von der wir uns lange nicht oder nie mehr erholen. Die Zeit der Fulminanz und der Weltläufigkeit der deutschen Kultur ist mit der Ausschaltung der Juden abgelaufen.*[6]»

Dieses Buch gehört in jedes Haus, in dem man deutsch spricht. Mit seiner Hilfe können wir uns ein bedrückendes,

aber notwendiges Bild von jenen Hetzkampagnen machen, die gegen Freud, Mahler, Rathenau und Landauer im Gange waren. Für alle Porträtierten galt jedoch, dass erst ihre existentielle Gefährdung ihnen ihr Judentum bewusst machte und in vielen Fällen eine letzte Zuflucht bot. Die Dichter unter ihnen, Kafka zum Beispiel oder Lasker-Schüler, hatten sich jedoch immer schon an der mündlichen Überlieferung orientiert, freilich eher, wie könnte es anders sein, an den chassidischen Geschichten und nicht an der Thora oder dem Talmud (Walter Jens).

Wer die Kulturleistungen der deutschen Juden bewerten will, befindet sich in einem Dilemma: Soll er sich darum bemühen, das «spezifisch Jüdische» an ihnen herauszuarbeiten? Oder muss es ihm darauf ankommen, ihre eigentliche geistige Leistung zu würdigen, unabhängig von ihren (vermeintlichen) religionspsychologischen Voraussetzungen?

Es kann eine reizvolle und verdienstvolle, weil verdeckte Zusammenhänge und Motivationen erhellende Aufgabe sein, dem Jüdischen im Werk Manès Sperbers, Erich Fromms oder Ernst Blochs nachzugehen. Im Falle von Martin Buber ergibt sich dieser Ansatz von selbst. Verdächtig würde dieses Vorgehen jedoch, wenn man es auf das Werk Gustav Mahlers oder Albert Einsteins anwendete; denn unwillentlich rückten wir dadurch in die Nähe jener, die «das Jüdische» als denunzierenden Propagandabegriff (zum Beispiel gegen Einsteins Relativitätstheorie oder gegen Mahlers Musik) einsetzten. Andererseits wäre es fahrlässig und anmassend, den Einfluss der jüdischen Kultur auf das Denken Landauers und Horkheimers zu übergehen; dann stünden wir im Verdacht, es einfach «germanisierend» vereinnahmen zu wollen. Folglich bedarf es vorab immer der Klärung der denk- und werkspezifischen Eigenheiten sowie der biographischen Umstände, die gegebenenfalls ein Werk bedingt haben, bevor wir ein Urteil über das genuin Jüdische in ihm wagen können. Sprache und Methode offenbaren auch hier die Wahrheit über unsere Gesinnung.

Die vorliegenden Untersuchungen über Leben und Werk bedeutender Vertreter der jüdisch-deutschen Kultur haben diese Vorgehensweise durchgängig befolgt. In seinem Versuch über Freud konzentrierte sich Johannes Cremerius auf die psychoanalytische Sicht des Schuldgefühls und betont Freuds Einsicht, dass das Schuldgefühl *«nicht die Folge der Tat, sondern ihr Motiv»* sei; es wäre lohnend, diesen Befund für die Analyse des Antisemitismus zu nutzen.

Hans Mayer deutet in seinem leider zu parlandohaften Beitrag (wie sehnt man sich nach seinen tiefen im *«Shylock»*-Teil seines Buches *Aussenseiter* vorgetragenen Einsichten über die literarische Auseinandersetzung mit jüdischer Kultur!) über Mahler die Entäusserung der *«angestrebten Spiritualität»* in seiner Musik. Schade, dass Mayer nicht auf Bruno Walters und Leonard Bernsteins meisterhafte Mahler-Essays zurückgegriffen und die darin vorgetragenen Gedanken weiterentwickelt hat; zum Beispiel die Bedeutung der von Bernstein vertretenen These, dass jede Mahler-Symphonie einen Trauermarsch enthält — als Antizipation der Shoah? Als Äquivalent zum Angstgefühls Kafkas?

Auf Mahler folgt Rathenau. Ernst Schulin liefert eine exakte Studie jener Rathenau zu eigen gewesenen Mischung von politisch-religiöser Pro-

phetie und ökonomischem Pragmatismus, von alttestamentarischer Weisheit und preussischem Pflichtdenken.

Darauf Käte Hamburger über Else Lasker-Schüler. Sollen wir dem Herausgeber vorwerfen, dass er nicht kapitelweise unterschieden hat zwischen Dichtern, Politikern und Ideologen, Philosophen und Tonkünstlern? Keineswegs. Denn diese bunte Zusammenstellung (einzige Unterlassungssünde: die bildenden Künstler!) verdeutlicht weitaus anschaulicher als jede thematische Rubrizierung, welche leidvollen Identitäts- und Existenzprobleme diese Persönlichkeiten gemein hatten.

Lasker-Schüler also. Gottfried Benn, für Jahre ihr *«Seelengefährte»*, wies daraufhin, dass ihr *«exhibitionistischer Zug»*, ihre *«schrankenlose Leidenschaftlichkeit»* von ihren Glaubensgenossen abgelehnt wurde. Deswegen konnte eine Gedicht wie *Mein Volk* aus den Hebräischen Balladen nicht in der von ihr gewünschten Weise wirken; hatte sie doch, laut Benn, die *«völlige Verschmelzung des Jüdischen und des Deutschen, den Ausdruck einer wirklichen Seinsgemeinschaft auf höchster Stufe»* beabsichtigt. Darüber hinaus weist Käte Hamburger in ihrem Essay über die Dichterin auf ein wichtiges Phänomen: Die betonte Ichaussage dieser Lyrik wollte Lasker-Schüler als eine *«Aussage von Liebe»* verstanden wissen; entsprechend *«ist dieses Ich in demselben Masse wie auf sich selbst und sein Fühlen auf ein Du gerichtet»*.

Wenn es ein Lebensmotiv gibt, das alle in diesem Band Porträtierten geprägt hatte, dann war es das Gefühl der Ruhelosigkeit, der inneren und durch die bedrohlicher werdenden äusseren Umstände aufgezwungenen. Willy Brandt betont dies in seinem Versuch über Rosa Luxemburg, wobei er bemüht ist, die *wechselseitige* Durchdringung der politischen und privaten Biographie zu umreissen [7].

Harry Pross untersucht, was Gustav Landauer unter dem Schlagwort *«Durch Absonderung zur Gemeinschaft»* verstand, und findet zu einer treffenden Charakterisierung dieses radikalen Pazifisten. Er nennt ihn einen *«Be-sonderling»*.

Den tiefschürfendsten Beitrag leistet Rudolf Stephan mit seinem Essay über Arnold Schönberg, der auf die Deutung des Hauptmotivkreises in Schönbergs Spätwerk zuläuft: Auf den des Überlebens (expliziert am Beispiel seiner Kantate *Ein Überlebender aus Warschau)*.

Einen persönlicheren Ton schlagen Albrecht Goes und Jürgen Moltmann in ihren Skizzen Martin Bubers und Ernst Blochs an. Goes unterstreicht Bubers Hauptanliegen: Dem Menschen das *«Gedächtnis für das Gute»* zu erhalten. Moltmann geht in seiner Analyse der Utopie im Werk Blochs von dessen Charakterisierung des *Prinzips Hoffnung* aus: *«Ein Optimismus mit Trauerflor»*.

Iring Fetscher untersucht Benjamins Kritik an der Ästhetisierung der Politik; und Alfred Schmidt verweist auf die vermeintliche *«religiöse Umkehr»* des späten Horkheimer, stellt jedoch unmissverständlich fest, dass Horkheimer die Religion heute nur noch als *«Ausdruck unstillbarer Sehnsucht»* fortbestehen sah, *«nicht aber als Dogma»*.

Erich Fromms existentialistische Psychologie, seinen Humanismus und dessen pädagogischen Gehalt stellt der Herausgeber dieses Bandes, Hans Jürgen Schultz, in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, wobei er Fromms aufklärerisches Interesse eigens betont.

Schultz zeigt, dass Fromm Öffentlichkeit durch die Bereitschaft zur Offenheit konstituieren wollte. Seine These: *«Es geht* (bei Fromm, R. G.) *um die res publica, nicht um public relations.»* Um die Sache selbst also, nicht um ihren Anschein.

Wer dieses *«Weinen in der Welt»* (Lasker-Schüler) offenen Sinnes wahrzunehmen bereit ist und sich mit diesen Beiträgen auseinandersetzt, dem dürfte es schwerfallen, den Antisemitismus nur als einen *«kulturellen Code der politischen Rechten»* anzusehen, wie dies jüngste Forschungen zum Antisemitismus nahelegen [8]. Verstehen wir diese Hommage als ein vielstimmiges Lamento, als Texte, die zur Besinnung mahnen und auch dazu, Sartres Wort ernst zunehmen, dass das Schicksal der Juden immer auch unser aller Schicksal ist.

Rüdiger Görner

[1] Zit. nach: H. G. Adler, Die Juden in Deutschland. München 1961[2] (Neudruck München 1989), S. 159. — [2] Ebd., S. 160 — [3] Richard Chaim Schneider: In der Haut der Eltern. Deutsche Vereinigung — Verlust der jüdischen Identität?. In: Die Zeit Nr. 50/1990. — [4] Vgl. Pressemitteilung des Institute of Jewish Affairs London vom 10. Dezember 1990. — [5] Stefan Heym: Über Juden und Christen (1982). In: S. H., Einmischung. Gütersloh 1990, S. 24. — [6] Hans Jürgen Schultz (Hg.): Es ist ein Weinen in der Welt. Hommage für deutsche Juden. Quell Verlag, Stuttgart 1990, S. 8. — [7] Vgl. auch Elzbieta Ettinger: Rosa Luxemburg. Bonn 1990. — [8] Vor allem: Shulamit Volkov: Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert. München 1990.

Übersetzen

Zehn Essays

Vielleicht an einem Morgen, unterwegs
in einer Luft aus Glas, erblicke ich das Wunder,
wend ich mich um: das Nichts in meinem Rücken,
die Leere hinter mir, erschrocken wie ein Trunkener.

Dann schieben sich auf einmal, wie im Film,
die Bäume, Häuser, Höhn zur üblichen Kulisse
und kommen doch zu spät; ich gehe still
durch unbewegtes Volk und hüte mein Geheimnis.

Vor mehr als einem Jahrzehnt hat *Hanno Helbling* das Gedicht von Eugenio Montale übertragen. Wir erkennen in diesen Versen beide, den Autor und den Übersetzer. *«Andando . . . compirsi il miracolo — unterwegs erblicke ich das Wunder».* Im Gehen — eine Methapher für Lesen, für Schreiben — unterwegs fällt dem schöpferischen und dem nachschöpferischen Geist das genaue Wort, die einzig richtige Wendung zu. Geglückte Formulierungen sind nicht eigentlich erarbeitet, aber sie glücken nur während des Arbeitens.

Autor und Übersetzer bedürfen des schöpferischen Einfalls — darüber sind sich die neun Literaturwissenschaftler und Schriftsteller einig, deren Aufsätze Martin Meyer zu Ehren des sechzigjährigen Hanno Helbling herausgegeben hat.

«Weiss der Dichter jedesmal genau, was er sagen wird? Überlässt er sich nicht, vertrauensvoll, einer Führung?» Friedhelm Kemp stellt diese Frage und erweitert sie, indem er überlegt, welcher Art Führung sich der Übersetzer anvertrauen könne. — Wenn Übersetzung als Selbstfindung gemeint ist, dann offenbart sich der neue Text als Nachgesang oder Gegengesang. Bernhard Böschenstein deutet Paul Celans deutsche Fassung von Paul Valérys *«La jeune Parque»* als Gegengesang, der stellenweise die Parodie streift.

Hans-Jost Frey setzt über seinen Aufsatz das Motto: *«Ein jedes Buch sei lediglich trübe Ähnlichkeit mit dem verlorenen Buch.»* Am *«verlorenen Buch»* — die Chiffre für einen unendlichen Text oder für die Leere — müssten Original und Übersetzung gemessen werden. Die Hierarchie zwischen den beiden könnte sich dann aufheben. Die Übersetzung erschiene nicht mehr nur als Wiedergabe eines vorhandenen Textes in einer andern Sprache, sondern als die Verwirklichung einer im Text selbst angelegten Möglichkeit.

Der Schriftsteller und Dichter Philippe Jaccottet spricht von der Verzweiflung vor dem Original. Er zitiert *«Wanderers Nachtlied»* von Goethe. Als Lyriker ist er betroffen vom Klang und Rhythmus, von der *«scheinbaren Natürlichkeit»*. In immer neuen französischen Varianten umkreist er das rätselhaft einfache Gebilde. Keine Version befriedigt ihn ganz; die *«scheinbare Natürlichkeit»* lässt sich nicht direkt transponieren. Da ist der schlichte Satz: *«Über allen Gipfeln/ist Ruh»*. Und die Übersetzung: *«Au-dessus des montagnes/Le repos»*. Die zwei Einsilber *«ist Ruh»* sind nur dreisilbig und rhythmisch verändert wiederzugeben. Jaccottet erkennt, dass *«die die Zeit aufhebende Vollkommenheit des kurzen Goethegedichts weniger in seiner Substanz liegt als in der Form»*. Der Gehalt liegt in der Form; äquivalent kann nur eine totale Neuschöpfung sein. Das ist die Verzweiflung jedes Übersetzers.

Lea Ritter-Santini entwickelt in ihrem Beitrag mit dem Titel *«Ver-Kleidung»* den Gedanken, die Vermittlung, das Ziel jeder Übersetzung, sei die Kunst, sich den Formen der Fremdheit zu nähern, sie mit den eigenen zu interpretieren. Die List des Übersetzers erobert den fremden Text und zieht ihm gleichsam ein neues Kleid über.

Die Struktur der Original- und der Zielsprache sollte stets als etwas Lebendiges, Wandlungsfähiges gesehen werden. Wie oft gegen diese Selbstverständlichkeit verstossen wird, legt Werner von Koppenfels dar in seinem Aufsatz: *«Von den Ungereimtheiten metrischer Übersetzung.»* Seine Überlegungen folgen dem Diktum von Fénélon: *«En relâchent und peu sur la rime, on rendrait la raison plus parfaite.»* — Freiheit, Eigenwilligkeit gegenüber der Vorlage ist heute oft das Grundprinzip der Übersetzer. Jean Starobinski diskutiert an einem von Pierre Jean Jouve ins Französische übertragenen liturgischen Text die extreme dichterische Selbständigkeit. P. Jean Jouve erweitert ein vierzeiliges lateinisches Gebet zu einem französischen Vierzigzeiler. Es ergibt sich keine Sinnerweiterung, wohl aber eine Ästhetisierung. Der Originaltext ist ausschliesslich Inspirationsquelle der eigenen schöpferischen Phantasie.

Im Bereich der Religion dominieren nicht künstlerische, sondern ethische Absichten. Eberhard Jüngel betitelt seinen Beitrag mit *«Das Wunder der Übersetzung / Gedanken eines Theologen»*. Die Worte der Bibel müssen in unablässig sich verändernde Lebenswelten integriert werden; denn sie sollen dort weiterwirken. Diese sogenannte Auslegung ist darum etwas Besonderes, weil der Übersetzer einen Text in seiner Sprache wiedergibt und ausserdem weiss, dass der Text wahr ist. Der Theologe übersetzt das Wort Gottes.

Sinn und Ziel des theologischen *«Übersetzens»* und des schlicht literarischen scheinen sich in Felix Philipp Ingolds allgemeinen Betrachtungen zu nähern; er versammelt sie unter der Überschrift *«Üb er's: Übersetzen (Der Übersetzer; die Übersetzung)»*. In einer seiner aphoristischen Bemerkungen gesteht er: *«Ich übersetze nicht, nie, nur weil ich einen Text verstanden habe und ihn, wozu denn auch, verständlich machen möchte; ich übersetze um zu verstehen.»* Und an anderer Stelle: *«Das Übersetzen ist Sache des Übersetzers; Wille und Weg. — Anderseits ist Übersetzung das, was der Übersetzer, ob er's will oder nicht, geschehen lässt; das, was zwischen den Texten, unausgesprochen, zum Ereignis wird.»*

Die unterschiedlichen Perspektiven und Methoden der einzelnen Autoren veranlassen uns, die seit den fünfziger Jahren veröffentlichten Lyrik- und Prosa-Übertragungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen zur Hand zu nehmen. Beim vergleichenden zweisprachigen Lesen erfahren wir, dass solches Übersetzen eine existenzielle Regung und nicht bloss eine erlernte Fertigkeit ist.

Elise Guignard

[1] Vom Übersetzen / Zehn Essays. Herausgegeben von Martin Meyer. — Edition Akzente; hrsg. Michael Krüger. Carl Hanser Verlag, München / Wien 1990.

Participant Observer

Über den seltenen Fall eines Sinologen, der China nicht missversteht [1]

Es ist nicht leicht, ein Buch rezensieren zu wollen, das so sehr für sich selbst spricht wie Tilman Spenglers *Geistermauern*. Man ist geneigt, es jedem mit dem einzig angebrachten Satz «Lesen Sie es — Sie werden alles über China erfahren, was Sie schon immer wissen wollten, aber nie zu fragen wagten, und ausserdem ist es köstlich», in die Hand zu drücken, und damit hätte sich der Fall. Wem das jedoch nicht reicht, dem mögen die folgenden Zeilen weiterhelfen, obwohl, wie gesagt, das Buch selbst seine eigene beste Visitenkarte schreibt.

Geistermauern ist eine Sammlung von Essays, die Spengler in den letzten zehn Jahren (meist in gekürzter Fassung) im *«Kursbuch»*, in *«Geo»* und anderswo publizierte. Sie enthält darüber hinaus einige noch nicht veröffentlichte Texte. Inhalt aller Aufsätze sind die verschiedenen Aspekte des modernen chinesischen Lebens. Erzählungen

aus dem Alltagsleben der Chinesen, das — und hierin besteht schon unsere erste Lektion — sich nie ganz von politischen Ereignissen, philosophischen Betrachtungen und Rückgriffen auf die eigene jahrtausendealte Geschichte trennen lässt. Ein genauso wichtiger Teil dieser *«chinesischen Piktogramme»* ist aber auch die Konfrontation mit China, das Aufeinanderprallen des Berichterstatters mit einem Land, das einem immer wieder neue Rätsel aufgibt. Das ist gleichzeitig verwirrend und beruhigend. Schliesslich gehört Tilman Spengler seit zwanzig Jahren zu den wenigen Sinologen, die nicht nur die chinesische Sprache beherrschen, sondern auch kenntnisreich genug sind, die vielen Merkwürdigkeiten, die sich zum Phänomen «fernöstliche Fremdheit» zusammenballen, richtig einzuordnen und zu hinterfragen. Wenn sogar er zuweilen scheitern muss, dann ist das verwirrend — und beruhigend, dass es auch ihm passiert. So verstärkt sich im Verlauf der Lektüre mehrerer Essays der Verdacht, der Autor habe es eigens darauf angelegt, uns vor Augen zu führen, dass ein beharrliches Bohren und der westliche Hang, alles immer ganz genau wissen zu wollen, in China völlig unangebracht ist. Es beschleicht uns auch nach längerem Lesen das Gefühl, selbst *ihm* sei die exakte Antwort relativ egal. Ob Tilman Spengler vielleicht schon selbst ins Lager der Unerforschlichen übergewechselt ist? Er lässt das offen, wie es sich in diesem Fall gehört.

Die Art, wie Spengler den westlichen Beobachter im allgemeinen, sich selbst im speziellen und seinen chinesischen Interviewpartner sowie zahlreiche ahnungslose Informanten gnadenlos in Frage stellt, wäre eine separate Betrachtung wert. Entscheidend ist jedoch das Resultat. Und was bei all diesen Essays herauskommt, ist ein sehr tiefer Einblick in die vielen gesellschaftlichen und Denkstrukturen Chinas und der Chinesen zum einen und ein kritischer Kommentar des politischen Umbruchs in der Volksrepublik der achtziger Jahre zum anderen. Wobei wohl kaum noch darauf hingewiesen werden muss, dass hier keine trockene Analyse ausgebreitet wird, sondern eine höchst amüsante Mischung aus rasender Reportage, genauer Beobachtung menschlicher Gewohnheiten und Schwächen, ein ausgeprägter Sinn für Situationskomik, und all das auf der Basis fundierter historischer, soziologischer und ethnographischer Kentnisse des Landes.

Wahllos sei ein Beispiel herausgegriffen: In dem 1986 entstandenen Essay *«Wenn Götter speisen»,* der die moderne religiöse Szene des (hier ausnahmsweise taiwanesischen) China behandelt, beschreibt der Autor eine Reihe von religiösen Festen und Zeremonien, die er erleben konnte. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Manifestationen des Taoismus, dessen lange Geschichte, religiöser Kodex, Tempel und (Geheim-)Sekten, zahlreiche Organisationsformen in unserer Zeit und wiederum deren Finanzpolitik Spengler en passant beschreibt, während er als Reisender ein Blick auf die Opferschweine wirft. *«Die meisten Schweine tragen eine leuchtende Orange in der Schnauze und führen ihre Innereien mit: die Organe, die sie zu den begehrenswerten Wesen gemacht haben, die jetzt den Göttern und Geistern angeboten werden, Därme, Lungen, Herz, Magen und Nieren liegen sorgfältig verschnürt neben ihnen — wie leichtes Marschgepäck»* (S. 137).

Bei diesen immer wiederkehrenden akribisch genauen Aufzählungen alles

Materiellen, das die spirituellen Handlungen begleitet, begreift auch der sinologisch Unvorbelastete langsam, warum es den Chinesen in der Religion nicht in erster Linie auf die Lehre (buddhistisch, konfuzianisch, taoistisch), sondern auf die Effektivität im einzelnen ankommt, und warum sie sich aus jeder Glaubensrichtung jenen Aspekt heraussuchen, der ihnen am meisten Profit im Diesseits wie im Jenseits verspricht. Und während wir diese grundchinesische Eigenschaft gerade zu unserem Bildungsvorteil verinnerlicht haben und uns schwören, nie wieder einem Chinesen die belanglose Frage zu stellen, ob er Taoist, Konfuzianist oder Buddhist sei, geht im Text die aktuelle Beschreibung der Zeremonie weiter, und es heisst: *«‹Seit 400 Jahren hat es ein solches Fest nicht mehr gegeben›, sagt uns ein alter Fischer auf dem Tempelvorplatz, und er fügt, wie um unsere Zweifel zu zerstreuen, hinzu: ‹Selbst alte Leute können sich nicht erinnern, je daran teilgenommen zu haben›»* (S. 138). Es folgen einige Begegnungen mit taoistischen Vertretern, dem Vorsitzenden der Taoistenvereinigung der Stadt Tainan *«Herr Guo begrüsst uns strahlend wie lang ersehnte Gäste. Von weitem sieht es so aus, als mache er im Knopfloch, auf der Krawatte und auf der Krawattennadel Werbung für Tennisbälle, doch es sind natürlich Embleme, die das Symbol für Yin und Yang, die beiden kosmischen Urkräfte tragen»*, (S.147), einem professionellen Medium und zweier ebenso professioneller Wahrsager. Und während wir schon altklug den ganzen religiösen Rummel *(«Auf der Opernbühne, unweit des Tempelvorhofs, spielen die Darsteller einen traditionellen Stoff in traditionellen Kostümen, sieht man einmal davon ab, dass eine Sängerin eine Sonnenbrille trägt und eine andere über dem grünen Seidenkleid einen Hut wie Bogie in ‹Casablanca›. In Abständen von zehn Minuten erklingt ein jaulendes Hupsignal, als ginge eine Geisterbahn los, dann steigt dichter weisser Rauch auf der Bühne hoch, und zwei Frauen singen einen sinnlichen Schlager, der keine erkennbare Verbindung mit der Oper oder gar dem Tempelfest hat . . .»*, S. 145) als eine einzige Ausquetschung der treuglaubenden Bevölkerung verstanden haben, an der alle, nur nicht sie verdienen, weist der chinesische Wahrsager mit einer verblüffenden Enthüllung seiner Meisterschaft unsere Arroganz in die Schranken. Die Wahrheit liegt also irgendwo in der Mitte — und so haben wir wieder etwas gelernt — diesmal den Grundgedanken der taoistischen Philosophie.

Die Beispiele liessen sich aus den andern Texten beliebig fortsetzen. Sie handeln von Besuchen unterschiedlicher Orte und unterschiedlicher Institutionen, von Begegnungen mit den unterschiedlichsten Menschen in China. Warum die chinesischen Kinder, die dem ausländischen Freund vorgeführt werden, ihn regelmässig zu Tränen rühren; Pekinger Stadtgeschichte, das Porträt einer Stalinistin (einer freiwillig in China lebenden Ausländerin), ein Abstecher zum Grab des Konfuzius und der Höhepunkt: Besuch bei einem chinesischen Würdenträger — noch nie habe ich bei einem Text über China so herzlich lachen können! — und viele andere Reportagen mehr, die zu einer einzigartigen Definition des chinesischen Volkscharakters verschmelzen. Jedenfalls hat Tilman Spengler das Bild, das einst Karl May über *«den Chinesen vom Strand des Jangtse Kiang»* im Winnetou III entwarf *(. . . «überall sieht man in den unbeweglichen, nichtssagen-*

den Zügen den Ausdruck, den man mit dem Wort ‹leer› bezeichnen möchte und der infolgedessen nicht einmal ein Ausdruck wäre, wenn nicht aus zusammengekniffenen Augen ein Etwas blickte, das sie alle kennzeichnet: Die Verschlagenheit . . .» [Bamberger Ausgabe, S. 266—7]) doch um einiges zurechtgerückt.

Mein Lieblingsessay ist *«Im Zug nach Osten»* — für jeden, der noch nie in China war, eine Vorgeschmack auf die Qualen, die da harren, für jeden der es schon mal erlebt hat, eine psychoanalytische Nachbereitung. Gemeint sind natürlich die endlosen Lautsprecheransagen, denen sich auch der genervteste Reisende nicht entziehen kann, es sei denn, *«er führe einen schweren Hammer mit sich»*. Als Spenglers Eisenbahn mitten auf der Strecke in der Gobi halten muss, weil ein schlafender alter Bauer mit seinem Büffel die Schienen blockiert, lautet die Trompeten- (chinesisch: *«Lautsprecher»*)-Durchsage: *«Ladies and gentlemen, this train has stopped for no reason.»* Dem kann ich nur noch eine eigene Erfahrung aus dem Jahre 1988 hinzufügen, eine Lautsprecheransage auf der langen Bahnfahrt Kanton-Peking: *«Genossen, übt Hygiene! Werft euren Abfall aus dem Fenster!»*

Ruth Keen

[1] Tilman Spengler, Geistermauern. Chinesische Piktogramme. Kursbuch Verlag, Berlin 1989.

Japans literarische Software

Sieht man sich im Stadtteil Kanda in Tokyo entlang der Yimbocho-Strasse um, so glaubt man, sich auf einer deutschen Dauer-Buchmesse zu befinden: deutschsprachige Literatur und Philosophie in einer Vollständigkeit, wie man sie hierzulande suchen muss — Ausdruck der intensiven Aufmerksamkeit, der sich deutsche Kultur traditionellerweise in Japan erfreut.

Aber auch auf deutscher Seite scheint inzwischen einiges getan zu werden.

In Tokyo fand vor kurzem unter dem programmatischen Titel *«Begegnung mit dem ‹Fremden›»* der achte Weltkongress der Germanisten statt. Und die letztjährige Frankfurter Buchmesse stand unter dem Schwerpunktthema *«Japan»*. Gute Zeiten also für den japanischen Kulturaustausch? Indessen: Die wirklichen Verhältnisse — die sind nicht so; hier herrscht immer noch eine befremdliche Einseitigkeit. Einer immensen Lernfähigkeit auf japanischer Seite steht nach wie vor auf der deutschen Seite fast ebenso grosse Unwissenheit gegenüber.

Historisch gesehen, ist das gewiss eine Folge ehemaliger Prioritäten: Zunächst die wissenschaftlichen, technischen, administrativen und militärischen Exporte des Wilhelminischen Deutschland, als Japan nach der erzwungenen Öffnung durch den US-Commodore Perry im 19. Jahrhundert im Zeitraffertempo seine Modernisierung begann; dann die allgemeine Verwestlichung des Landes nach 1945 —

das alles hat allzulange bewusstseinsprägend gewirkt, und zwar so sehr, dass sich die Legende vom bloss nachahmenden Genie Japans konkurrenzloser Beliebtheit erfreuen konnte. Aber auch heute noch, wo die computerisierte Weltmacht Japan auch beim schlechtesten Willen nicht mehr zu übersehen ist, beschränkt sich die Rezeption weitgehend auf die Spannweite zwischen Chip und Zen: Über die High-Tech-Importe, die die obligatorische Hardware liefern, breitet die kulturelle Software von Ikebana und Aikido, Chado-Zeremonie, Haiku-Lyrik und Tuschmalerei den schönen Schein. Aus einem hochindustrialisierten Osten leuchtet dank einer reduzierten Wahrnehmung die Illusion ästhetischen und meditativen Heils.

Einige rohe Zahlen zur Illustration des durchaus ungleichgewichtigen Kulturaustauschs. Während 3000 japanische Studenten Germanistik derzeit als Hauptfach belegt haben und allein 2500 Sprachlehrer Deutsch unterrichten — unter dem Eindruck der deutschen Wiedervereinigung steigen die Zahlen weiter an! —, ist die Japanologie mit gerade sieben Lehrstühlen bei uns nach wie vor ein Orchideenfach. In Tokyo und Osaka gibt es zwei Goethe-Gesellschaften mit jeweils eigenen Jahrbüchern, in Tokyo dazu ein privates Goethe-Museum, das allein über 220 000 Buchtitel umfasst. Fünf Goethe-Ausgaben sind erschienen; den *«Werther»* zum Beispiel haben nicht weniger als 27 Übersetzer in 62 Auflagen herausgebracht. Insgesamt kommt in Japan pro Jahr ein Vielfaches an Übersetzungen von dem auf den Markt, was die Bundesrepublik, nach Unesco-Angaben das grösste Übersetzer-Land der Welt, hier produziert, wobei sie zumeist noch nach englischen Vorübersetzungen arbeitet.

Nun, das hat sich schon im Vorfeld der letztjährigen Buchmesse geändert: Zumindest das japanische Termingeschäft läuft. Freilich wird einiges davon abhängen, dass die nötige Vermittlungsarbeit geleistet wird. Wie lange dauert es, bis nur ein Name bei uns eingeführt ist! Ein Mishima, ein Oe, ein Abe, ein Inoue, ein Kawabata macht noch keine japanische Literatur. Deren fraglose Fremdheit wird ohnehin manchen kommentierenden Umweg erfordern.

In dieser Perspektive ist die 1989 bei Insel begonnene *«Japanische Bibliothek»,* von der inzwischen acht Bände vorliegen, ein ebenso ehrgeiziges wie respektables Projekt. Literarische, philosophische, ästhetische und kulturhistorische Werke der japanischen Moderne und Vormoderne, also aus der Zeit nach und vor der sogenannten Meiji-Restauration, die in Wahrheit eine soziale, ökonomische und kulturelle Revolution war, sollen hier erscheinen. Die Übersetzungen gehen, selbst bei den entlegeneren Texten, prinzipiell auf die Originale zurück. Ausführliche Kommentare bieten die verständnisnotwendige biographische und literaturgeschichtliche Zusatzinformation. Authentizität ist die editorische Absicht — schon bei der Namensschreibung: Wie in Japan üblich, ist der Familienname vorangestellt; das Individuum folgt erst an zweiter Stelle.

Ueda Akinaris (1734—1809) *«Erzählungen beim Frühlingsregen»,* erschienen 1808, bieten ein noch relativ vertrautes Stück japanischer Literatur: historische Erzählungen, in denen Samurais und Räuber, Geishas und Mönche ihr Wesen und Unwesen treiben [1]. Trotzdem schreibt der Gelehrtenliterat Ueda, der in einer Zeit nationaler Rückbesinnung mit antichinesi-

schen, antibuddhistischen, antikonfuzianischen Tendenzen seinen kosmopolitischen Humanismus nicht preisgab, eine zurückhaltende und eher leise Prosa. Etliche lyrische Ingredienzien, von Vergänglichkeitsmelancholie und Naturinnigkeit erfüllt, beziehen sich auf die älteste japanische Lyrik-Sammlung aus dem 8. Jahrhundert, das Manyōshū, zurück.

Spezifischer ist das surrealistische Element dieser Erzählungen; am bemerkenswertesten diejenige Komponente japanischer Literatur, die im Westen zumeist nicht angemessen wahrgenommen wird, weil Japan bekanntlich immerwährend lächelt, aber nicht lacht: ein Humor, der Sarkasmus und Selbstironie einschliesst. *«Meine Feder sticht Menschen, und diese wiederum stechen mich. Doch keiner von uns hat je das Blut des anderen gesehen.»* Ein Pirat etwa, der sich als ehemaliger Hofbeamter und unverdrossener Poet entpuppt, überfällt das Schiff eines Gouverneurs — nur um ihm die poetischen Leviten zu lesen: die Fortführung der Literaturkritik mit anderen Mitteln. Oder ein buddhistischer Mönch, der sich bei lebendigem Leibe hat begraben lassen, um eine besonderes günstige Wiedergeburt zu erlangen, stellt nach seiner Ausgrabung seine Lebendigkeit durch die gewissenhafte Ausführung neuerworbener ehelicher Pflichten unter Beweis. Das hindert aber nicht, dass er als Lastenträger ein Pferdeleben führt: der Gotteslohn der Ewigkeit.

Der zweite Erzählungsband der Sammlung bietet unter dem Titel *«Im Umbau»* — Symbol der Umbruchssituation seit der Meiji-Zeit — elf Texte von *Mori Ogai* (1862—1922)[2]. Er ist zweifellos eine Zentralfigur der japanisch-deutschen Begegnung um die Jahrhundertwende.

Von 1884 bis 1888 hat er im Wilhelminischen Deutschland Medizin und Naturwissenschaften studiert. Danach ist er bis zum Generalarzt der japanischen Armee aufgestiegen. Doch diese Karriere ging keineswegs mit soldatischen Sensibilitätsverlusten einher. Auch als Militär, selbst wo er in die militante Samurai-Tradition zurückzulenken schien, hat Mori Ogai etwas von einem Querdenker und Querschreiber behalten — unüberhörbar in der Erzählung *«Das letzte Wort»* der bittere Satz: *«. . . die Obrigkeit macht keine Fehler».* Autoren wie Wedekind und Schnitzler hat Mori Ogai ebenso übersetzt wie etwa Strindberg oder Wilde. Und auch in der Philosophie — bei Schopenhauer und Nietzsche, Eduard von Hartmann und Philipp Mainländer — war er durchaus nicht bei den Jasagern, den Positiven zuhause.

Die oft ins Essayistische gehenden Erzählungen zeigen einiges von der erstaunlichen Belesenheit dieses bedeutenden Intellektuellen der japanischen Moderne. Trotzdem ist hier keine nervtötende Bildungsdichtung zu befürchten. Eher irritierend für den heutigen Leser ist der melodramatische Zug, der besonders die frühen Erzählungen bestimmt, unter ihnen *«Die Tänzerin»:* die erste Ich-Erzählung der neueren japanischen Literatur. In der obsessiven Variation von Mori Ogais lebensgeschichtlichem Trauma, einer scheiternden Liebesbeziehung zu einer Deutschen, meldet sich so etwas wie ein «japanischer Werther» zu Wort. Doch es ist wohl die Frage, ob eine Personalunion dieser Art mehr als eine Mesalliance sein kann. Im übrigen sorgen Mori Ogais stilistische Qualitäten — die Verbindung von Spannungselementen

mit nüchterner Beobachtung und der traditionellen japanischen Kunst der Verknappung, einer Ästhetik der Kargheit — dafür, dass die Konturen nicht in Tränenmeeren verschwinden. Der umwerfende Witz respektlosester Zen-Patriarchen wie in der späten Erzählung *«Hanshan und Shide»* ist ohnehin für das Gegenteil gut.

Um dieselbe Zeit, in der Mori Ogai, kenntnisreich dilettierend, neuere europäische Denkbewegungen in sein Werk zu integrieren sucht, stellt *Nishida Kitaro* (1870—1945) die Verbindung zur professionellen westlichen, vor allem zur deutschen Philosophie her. Seine Abhandlung *«Über das Gute»* von 1911 — der erste und bisher einzige philosophische Band der *«Japanischen Bibliothek»* — bietet, gerade auf Grund seiner unerschrockenen Eklektik, wegweisende Lösungen, zum Beispiel in der Fortführung der buddhistischen und der Schopenhauerschen Mitleidsethik, die Nishida, unbekümmert um alle Vorurteile gegen sogenannte *«Gefühlsethiken»,* als Einheit von Liebe *und Wissen* begreift[3]. Und spätestens an diesem Punkt weiss auch der Leser, dass er keinen bloss gutgemeinten moralistischen Traktat, sondern eine *«Philosophie der Reinen Erfahrung»* vor sich hat. Wer hier aus dem Osten das Heil erwartet, wie es modisch sein mag, stellt alsbald fest, dass ihm eben dort niemand, kein erleuchteter Buddha und kein rettender Gott, die Last der Selbstbefreiung nimmt.

Etwas Verwandtes sagt in sozialkritischer Wendung *Shimazaki Tosons* (1872—1943) Roman *«Ausgestossen»* von 1906[4]. Dieses ausserordentlich einflussreiche Werk ist für deutsche Leser von besonderem Interesse; denn Shimazaki setzt sich darin mit der entwürdigenden Rolle auseinander, die den sogenannten *«Eta»,* den *«Unreinen»,* den *«Leuten aus dem Ghetto»,* euphemistisch gesagt: den *«Neubürgern»* von der traditionsgeleiteten japanischen Gesellschaft oktroyiert wurde — gelegentlich ist das hinter der Fassade der Gleichheit auch heute noch der Fall. Der empörende Zynismus sozialer Ausgrenzungen hat diese japanischen Parias gar als *«Hinin»,* als *«Nichtmenschen»* klassifiziert, die einem Gerichtsurteil von 1859 zufolge gerade ein Siebtel eines *«richtigen Menschen»* wert waren.

In der Form eines analytischen Romans, der gleichwohl grösste Spannungsgrade erreicht, lässt Shimazaki seinen Helden zu seiner *«Eta»*-Identität finden. Melodramatische Zuspitzungen bleiben dabei nicht aus. Ein Ensemble bösewichtiger Intriganten und vorbildlicher Idealfiguren sorgt für schönste Schwarz-Weiss-Verhältnisse. Ausserdem ist die Verbindung naturalistischer Stilformen in der Tradition von Dostojewskijs *«Schuld und Sühne»* mit rousseauistisch gefärbten Konfessionen nicht eben leicht zu rezipieren. Trotzdem ist diese Art von sozial engagierter Gebrauchsliteratur ganz und gar unverächtlich. Und vielleicht kann dieses Exempel des japanischen Naturalismus bei uns sogar dafür sorgen, dass die liebgewordene Gleichsetzung von Japonismus und Ästhetizismus, zu dem in der Regel noch ein Narzissmus à la Mishima assoziiert wird, sich wenigstens ansatzweise auflöst.

Nagai Kafus (1879—1959) *«Romanze östlich des Sumidagawa»* scheint demgegenüber wieder auf die japanische Variante des *l'art pour l'art* zurückzuführen[5]. Die melancholische Liebesgeschichte zwischen einem alternden Schriftsteller und einer ungewöhnlichen Geisha — das ist auf den

ersten Blick kaum mehr als eines der *«Bilder der fliessenden Welt»*, wie wir sie aus der japanischen Malerei und Farbholzschnittkunst reichlich kennen. Und auch die reflexive Einbeziehung des dichterischen Prozesses scheint den Verdacht des Artifiziellen nur zu erhärten. Der satirische Witz indessen ist diesem Ästheten darob keineswegs abhandengekommen, zumal im Umgang mit der militanten Staatsgewalt und der schönen neuen Welt der Konkurrenz nicht, in der das Hässliche allein das Realitätsprivileg hat.

Eine Art von Romanze verspricht auch *Ibuse Masujis* Erzählungsband *«Pflaumenblüten in der Nacht»* [6]. Doch Ibuse (geboren 1898), einer der Grossen der japanischen Gegenwartsliteratur, bei uns bekannt geworden mit seinem Hiroshima-Roman *«Schwarzer Regen»*, zerpflückt hier die Blüten des Ästhetizismus so, dass ein durchaus realistischer Nightmare stattdessen zum Vorschein kommt. Im übrigen zeigt Ibuse den Witz des lachenden, nicht lächelnden Japans in schönstem Masse.

«Opa Stiertiger», geradezu ein Lesefest, erzählt von der Odyssee eines beruflich erfolgreichen, familiär strapazierten Bullenzüchters, der mit seinem potenten Tierpark über Land zieht und als *«Bullenzuhälter»* und viehischer *«Heiratsvermittler»* zum bevorzugten Projektionsanlass seiner sexualneurotischen Umgebung wird.

Die unfreiwillige Komik militärischer Poesie kommt dazu. *«Ehrerbietung aus der Ferne»* bietet einen im Krieg verrückt gewordenen *«Blick-nach-Osten-Kommandeur»* auf, der in Richtung des Kaisers salutiert, wo immer er geht und steht. Die wahnhafte kaisertreue Militanz mit ihren obsessiven Wiederholungszwängen ist indessen nichts anderes als der «normale» militärische Alltag. Wenn ein untergebener Soldat den Krieg Verschwendung nennt, so ist *er* offenbar ein Idiot.

Noch witziger *«Das Soldatenlied ‹Alte Kameraden›»*, das die Restauration der Kriegsromantik aufs Korn nimmt. Das bei einem Firmenausflug in vierzehn getragene Strophen mit halbstündiger Dauer vorgetragene Lied hat just die nötige Länge, dass die sentimentale Sangesbrüderschaft ausgiebig bestohlen werden kann. Gesang dieser Art macht Diebe, wie die zugezogene Polizei als wahrer Musikkenner sofort weiss.

Einiges trister demgegenüber die Sammlung japanischer Nachkriegslyrik, die der erste Gedichtband der Bibliothek unter dem Titel *«Mensch auf der Brücke»* bietet [7]. An die von der Zen-Tradition inspirierte Haiku- und Tanka-Poesie erinnert hier fast nichts mehr — eher fast alles an die Erfahrungen, die Günther Anders in seinem titelgleichen Tagebuch aus Hiroshima und Nagasaki beschrieben hat.

Vierzehn Autoren der beiden wichtigsten Dichterzirkel der Nachkriegszeit sind hier in durchweg bemerkenswerten Übertragungen vertreten — bemerkenswert auch deswegen, weil die deutschen Versionen über Jahre hinweg in Lehrveranstaltungen der Universität Zürich gemeinsam von Studenten und Dozenten erarbeitet wurden. Die Dichter des Arechi-Kreises, nach T. S. Eliots *«Waste Land»* so benannt, haben versucht, die existentielle Wüste ihres Landes nach der Zerstörung von 1945 lyrisch zu vergegenwärtigen — und zu überwinden. Die später gegründete Retto-Gruppe hingegen hat sich an einer politisch engagierten Literatur orientiert. Wohlgemeinte Plattheiten hier, existentialisti-

sche Lamenti dort, liegen den Retto- und Arechi-Dichtern manchmal nicht fern. Etliche geglückte Beispiele zeigen aber, dass in beiden Fällen keine konstitutiven Mängel zu diagnostizieren sind. Aus *Kuroda Saburos* lakonischem Arechi-Gedicht *«Warten»:/«Warten/warten warten.//Warten auf was?/warten/bis man nicht mehr weiss worauf//Aber sonst/was gibt es sonst als warten./ . . .»* Der *«Guerilla in der Phantasie»* des Retto-Dichters *Kuroda Kio* wiederum ist skeptisch und selbstironisch genug, um kein politischer Missionar zu sein: *«Schon mehrere Tage bin ich nun marschiert/mit dem Gewehr . . . Aber die Waffe ist zu leicht/Ach ein Irrtum/Halte ich nicht bloss einen drei Ellen langen Stock in der Hand?/»* Der Arechi-Dichter *Miyoshi Toyichiro* schliesslich zeigt mit seinem provokativ zynischen und blasphemischen Hiroshima-Gedicht *«Himmel»,* dass existentialistische und politisch engagierte Lyrik keine Gegensätze sein müssen: *«Für die Menschen/durch die Menschen/mit den Menschen/im Namen der Menschen/durchbohrte der Lichtstrahl die Menschen.»*

Erstaunlich für uns, dass auch diese Dichtung, die der *«gendaishi»-,* der westlich beinflussten, in freien Formen gehaltenen Lyrik zuzurechnen ist, trotz ihres prekären Verhältnisses zur japanischen Tradition existieren kann. Während im Land der Dichter und Sänger Lyrik allemal ein Kamikaze-Unternehmen geworden ist und jeden Monat eine weitere Literaturzeitschrift stirbt, erscheinen im Land der Samurai und der Hacker Gedichtbände in hohen Auflagen. Reine Lyrikverlage, sogar reine Lyrikzeitschriften sind keine Abschreibungsgesellschaften. Das Erbe der japanischen Form von «Gelegenheitsdichtung», die jedem Gebildeten aktive lyrische Fähigkeiten abverlangt, und zwar nicht erst in dem Moment, wo er Seppuku begeht, sorgt hier für grösste Resonanz.

Ein gutes Beispiel dafür ist der 1931 in Tokyo geborene *Tanikawa Shuntaro.* Schon mit seiner ersten Gedichtsammlung *«Die Einsamkeit von zwei Milliarden Lichtjahren»* hat er einen überwältigenden Erfolg gehabt — ein japanischer Prévert, wie man ihn wegen seiner unkonventionellen Formen, seines Witzes und seiner Nähe zum Alltag genannt hat: Unter dem kosmisch-existentiell anmutenden Titel findet ein *«Picknick auf der Erdkugel»* statt[8].

Ebenso nahe läge es freilich, Tanikawa in gewissem Sinn einen japanischen Hofmannsthal zu nennen, weil sich bei ihm die Skepsis gegenüber der Poesie ungeachtet des frühen Erfolges zur melancholisch-prinzipiellen Wort- und Sprachskepsis erweitert hat. *«Inmitten aller Dinge die nichts sagen/ist nur der Mensch geschwätzig . . .»*

Gerade aus dieser Sprachskepsis aber gewinnt Tanikawa die unverwechselbaren Formen seiner Poesie, seine Spiel- und Experimentierlust. Das hat ihn mit Hans Carl Artmann und Oskar Pastior, zuvor als Wortillustrator mit Paul Klee zusammengebracht.

Die Piktogramme der japanischen Schrift geben dabei Inspirationshilfe: *«Schriftzeichen zerlegt/kehren zurück zu den Dingen/die sie bedeuteten.»* Die Wörter, die eigentlich durch Abgründe von den Dingen getrennt sind, werden zu Dingen eigener Art: *«Mit allen schweigenden Dingen zusammen/ihr Wörter/seid einfach da/niemals/dürft ihr schwatzen.»* Gleichwohl entfalten sie einen Witz, in den *«Coca-Cola-Lessons»* von Tanikawa auch einen satirischen Humor auf das *«Warenhaus Nippon»,* der die Wortabgründe in schönste Heiterkeit transformiert und

der grösste Vorzug dieser vielfältigen Lyrik ist: *«Stopft man Bedeutung in eine Worthaut/und hängt sie als Wurst zubereitet/vor dem Laden auf/kommen die hungrigen Hunde gelaufen/. . . schon sind sie erregt vom Geruch der Bedeutung . . . »*

Nach der Lektüre dieser ersten acht Bände der *«Japanischen Bibliothek»* wird man auch in die Worthaut «Japan» andere Bedeutungen stopfen müssen. Wem das aber nicht gefällt, weil er sich lieber an die bewährte Mond- und Kirschblütenpoesie hält, der folge der Empfehlung, die Hagiwara Sakutaro zu Beginnn der modernen japanischen Lyrik gegeben hat: *«Tsuki ni hoeru» — «Man belle den Mond an!»*

Ludger Lütkehaus

[1] Ueda Akinari: Erzählungen beim Frühlingsregen. — [2] Mori Ogai: Im Umbau. — [3] Nishida Kitaro: Über das Gute. — [4] Shimazaki Toson: Ausgestossen. — [5] Nagai Kafu: Romanze östlich des Sumidagawa. — [6] Ibuse Masuji: Pflaumenblüten in der Nacht. — [7] Mensch auf der Brücke. — [8] Tanikawa Shuntaro: Picknick auf der Erdkugel. — Alle Titel im Insel Verlag, Frankfurt am Main.

Das Zürcher Konzertleben

Zu einem Buch von Margaret Engeler

Das Buch von Margaret Engeler führt unter seinem Haupttitel *«Das Zürcher Musikleben»* zwei wichtige Untertitel: erstens die drei alliterierenden Begriffe *«Meinungen — Moden — Medien»* und zweitens *«Volkskundliche Aspekte der städtisch-bürgerlichen Kultur»* [1]. Diese Beititel sind deshalb wichtig, weil sie falsche Erwartungen zu verhindern helfen. Die Autorin, welche mit einer musikalisch-volkskundlichen Arbeit promoviert hat, geht weniger evaluierend als mit dem Ziel einer Bestandesaufnahme an diese neue Aufgabe heran. Sie hat ein ansehnliches Material gesammelt und füllt zwei der drei Begriffe, nämlich «Meinungen», und «Medien», mit genügenden Belegen aus. Was genuin künstlerische Erscheinungen, inner- und ausserhalb von Zürich, sind, und was blosse «Moden», vermag die Autorin verständlicherweise nicht zu klären. Ansätze zu solchen qualifizierenden Unterscheidungen hätte man allerdings begrüsst.

Kennzeichnend für den Ausgangspunkt von Margaret Engeler ist ihr Vorwort. In ihm nennt sie als jene Personen, *«welche heute und hier das Musikleben prägen»*, die Musiker, die Musikförderer und *«das Publikum»*. *«Es handelt sich also um eine volkskundlich-musikkulturelle Fallstudie»*, schreibt sie. Sie hofft, und sie ist zu dieser Hoffnung teilweise berechtigt, dass sie, diese Fallstudie, *«durchaus auch als Entscheidungshilfe für musikalische Aktivitäten, etwa für die Programmgestaltung und für die materielle und soziale Kulturförderung durch Individuen, Sponsoren und die öffentliche Kulturförderung»* dienen könne. Auch hier wird die Ausklammerung der ebenso wichtigen Fra-

gen der Qualitäten von Ensembles, Solisten und vor allem von heute arbeitenden Komponisten deutlich. Diese «Fallstudie» folgt der heute in der Soziologie vorherrschenden Neigung, das kulturelle Leben als ein Resultat von Wechselwirkungen unter an sich feststehenden Faktoren zu begreifen und darzustellen. Gewiss, dieser Blickwinkel wirkt dem übertriebenen Persönlichkeitskult entgegen, der heute das Musikleben nicht nur geistig, sondern, mittels übersetzter Gagen, auch materiell schwer belastet.

Indessen gibt es in diesem Buch Kapitel, die durch das Weglassen der Qualitätskriterien ernstlich eingeschränkt werden. Das trifft weniger auf die auf die Einleitung folgenden Kapitel *«Das städtische Konzertpublikum»* und *«Die E-Musikpflege in der Stadt Zürich»* als auf das zentrale Kapitel *«Die Entstehung neuer musikalischer Zweckgemeinschaften»* zu. Hier werden zuerst *«Musikgemeinschaften, Subkulturen und Teilkulturen»,* dann *«die Frauenmusik»,* ferner *«die politische Musik», «die Computermusik und ihre musikgesellschaftliche Funktionalität»* und schliesslich *«Die Funktion der kunstmusikalischen Zweckgemeinschaften: Gruppenidentität und persönliche Identität»* diskutiert.

Sowohl für private Musikförderer wie für Subventionsgeber aus der öffentlichen Hand wäre es unabdingbar zu erfahren, welche dieser «Zweckgemeinschaften» wegen mangelnder Begabung ihr erstrebtes Ziel kaum oder überhaupt nicht erreichen. Für die beratende Funktion der dem Zürcher Stadtpräsidenten zur Seite stehenden Musikkommission, die seit kurzem unter der Leitung des im Buch genannten Pianisten und Komponisten Werner Bärtschi steht, könnte eine Evaluierung der verschiedenen Gruppen hilfreich sein.

Über Gut und Schlecht, über die Positionen einer kompositorischen oder interpretatorischen Leistung auf der qualitativen Grundskala, haben natürlich Musikkritiker von Berufes wegen zu entscheiden. Aber gerade sie will Frau Engeler auf neutrale Rollen zurückbinden. *«Gemäss seinem Auftrag ist der Kritiker verpflichtet, zwischen der Musik, ihrer Produktion* [meint sie Reproduktion?] *und Rezeption den Vermittler zu spielen.»* Sie billigt dem Kritiker gegenüber Neuer Musik (die in Grossschreibung fachlich auf die Schönberg-Nachfolge bezogen werden sollte) *«Einstiegshilfe» zu.* Aber gesamthaft sieht Frau Engeler den Musikkritiker erstaunlich negativ. Das geht so weit, dass sie auf das alte Wort von der *«Clique»* der Musikkritik anspielt, wenn sie schreibt: *«Die Professionalität des Kritikers begünstigt unweigerlich eine cliquenhafte Entfremdung und Distanzierung vom Konzertpublikum.»* Dazu im Widerstreit steht in den Anmerkungen ihre Fussnote 114, welche zugibt: *«Anhand von Gesprächen wurde es deutlich, dass sich das Abonnementspublikum der Donnerstags- und Freitagskonzerte durch Rezensionen des Dienstags-Abonnementskonzerts zum Teil beeinflussen liess.»*

Welche Angst vor Konfrontation Margaret Engeler auch immer Wertfragen an sich und Wertentscheidungen umgehen lässt, in ihrem Buch liegt doch eine Bestandesaufnahme vor, welche, mit der nötigen Kritik gelesen, ihren Dienst versehen kann.

Andres Briner

[1] Margaret Engeler, Das Zürcher Musikleben. Paul Rothenhäusler Verlag, Stäfa 1990.

Schweizer Neutralität im Wandel

Eine vor zwölf Jahren erschienene Kurzfassung der schweizerischen Neutralitätsgeschichte schliesst mit den Worten: *«In einem Zeitalter weltweiter Verflechtung und völkerrechtlicher Verantwortlichkeit können sich sowohl in Behörden als auch im Volk verankerte Wertvorstellungen verändern. Offenbar verlieren Begriffe wie totale Souveränität und totale Neutralität einiges von ihrem ehemals fest umrissenen Inhalt und Sinn.»* Dieser Zeitpunkt ist nun eingetreten. Angesichts der Herausforderungen, die unsere Annäherung an den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) und an die Europäische Gemeinschaft (EG) an uns stellt, müssen wir unsere überkommene Ansicht von Neutralität neu überdenken.

Bekanntlich waren im Lauf der Jahrhunderte Neutralitätsrecht — und vor allem Neutralitätspolitik — stetem Wandel unterworfen, veränderten sich je nach den Veränderungen der europäischen Umwelt. Diese Entwicklung ist bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts erforscht und geschildert. Nun setzt der Politikwissenschaftler *Jürg Martin Gabriel* diese Darstellung mit seinem neuesten Buch bis in unsere Tage fort [1]. Es geht ihm nicht darum, neue Fakten zu erschliessen. Sondern er will zeigen, dass sich die Neutralität auch im 20. Jahrhundert und besonders in jüngster Zeit gewandelt hat. Das ist sein zentrales Thema. Zur Veranschaulichung führt er Beispiele aus der Ära des Ersten Weltkriegs, des Völkerbundes, des Zweiten Weltkriegs, des Kalten Krieges an; er bespricht die Guten Dienste der Schweiz, den Geist von San Francisco, die Einstellung gegenüber der UNO, die Rhodesien-Sanktionen bis hin zu den Massnahmen in der gegenwärtigen Golf-Krise.

Gabriel beabsichtigt eine Auflistung der wesentlichsten neutralitätsbezogenen Probleme unseres Jahrhunderts, *«eine Aufzählung der wichtigsten Einschränkungen und Verletzungen unserer Neutralität in jüngster Zeit»*. Das ist dem Autor in grossen Zügen eindrücklich gelungen, wenn wir auch einige überspitzte Formulierungen, plakative Äusserungen, nicht übernehmen möchten. Wir erkennen, was man schon aus der älteren Neutralitätsgeschichte weiss, dass nicht nur das Übergewicht einer einzelnen Macht — Napoleon, Bismarck, Hitler — unsere Neutralität bedroht, sondern dass dies auch durch das harmonische Konzert der Grossmächte — Heilige Allianz, Völkerbund — geschieht.

Während die Neutralität der Alten Eidgenossenschaft eine elastische Formel blieb, in der viel Verschiedenartiges Platz hatte, verengte sie sich seit ihrer völkerrechtlichen Fixierung 1815. Aber auch nachher wurde die Neutralität recht liberal interpretiert. So hat z. B. der Völkerrechtler Carl Hilty noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts Bündnisse mit dem Ausland als mit der Neutralität vereinbar erklärt, falls solche Pakte von der Schweiz nach Verletzung ihrer Gebietshoheit zum Schutz der Neutralität abgeschlossen würden. Bis zum Ersten Weltkrieg konnte eine Politik der absoluten Neutralität durchgeführt werden, nicht aber im Lauf des Krieges, wo sie besonders im wirtschaftlichen Bereich starke Einbussen erlitt. Nach dem Eintritt in den Völkerbund verabschiedete die Schweiz die absolute Neutralität und ging offiziell

zur differentiellen Neutralität über, kehrte aber vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges offiziell wieder zur absoluten, integralen Neutralität zurück. Wie sehr sich die Neutralität verengte, zeigt z. B. die Tatsache, dass unser Aussenminister Motta, ein gläubiger Katholik, sich bei Ausbruch des Krieges weigerte, einen Friedensappell des Papstes zu unterzeichnen, mit der Begründung, dass sich ein solcher Schritt mit der absoluten Neutralität nicht vertrage. Aber während des Krieges konnte diese unbedingte Neutralität, wiederum auf wirtschaftlichem Gebiet, nur noch theoretisch, nicht wirklich, eingehalten werden. Wo und wann in der Folgezeit bis heute solche Einschränkungen freiwillig — und besonders unfreiwillig — erfolgten, weist Gabriel überzeugend nach. Er billigt dem Bundesrat zu, mit seiner *«politique vigilante»* das schweizerische Staatsschiff gut durch die Klippen der internationalen Politik geführt zu haben.

Aber, so meint Gabriel, ein Wandel habe nicht nur in der Neutralitätspolitik, sondern auch im Neutralitätsrecht stattgefunden; es befinde sich seit Jahrzehnten in der Krise. Unsere Neutralität beruhe nicht mehr auf einem festen, rechtlichen Fundament. Sie sei immer mehr eine politische Konzeption geworden. Ihr unveränderter Kern sei die militärische Neutralität, das Recht, *«im konventionellen Bereich unsere neutralitätsrechtlichen Pflichten wahrzunehmen und selbst darüber hinaus einem Angreifer einen erheblichen Widerstand leisten zu können»*. Im übrigen aber sei unsere Neutralität eine eingeschränkte geworden, was zwar offiziell noch nicht eingestanden werde und weite Volksschichten immer noch an der überkommenen anspruchsvollen Idee der absoluten Neutralität festhielten.

Die anregenden Überlegungen und Folgerungen des engagierten Politologen Gabriel sind geeignet, die weitverbreiteten, unreflektierten und nebulosen Vorstellungen von der schweizerischen Neutralität zu klären. Der Autor blickt der veränderten Wirklichkeit scharf ins Auge und scheut sich nicht, daraus realistische Konsequenzen zu ziehen. Sein Buch ist ein verdienstvoller Beitrag zur gegenwärtig laufenden Diskussion über schweizerische Neutralitäts- und Integrationspolitik.

Edgar Bonjour

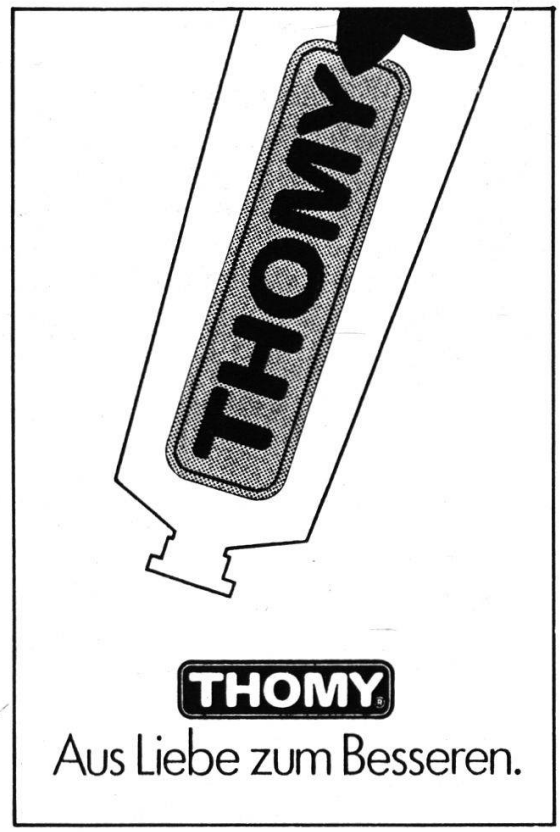
[1] Jürg Martin Gabriel: Schweizer Neutralität im Wandel. Hin zur EG. Verlag Huber, Frauenfeld 1990.

Hinweise

Meditationen in Wort und Bild

Vor rund dreissig Jahren schuf die Bündner Malerin Georgette Boner neununddreissig symbolträchtige Farbbilder (Wasser, Licht, Baum, Mandalas), Zeichen fürs innerste Selbst und fürs grundlegend Gültige unserer äusseren Wirklichkeit. Diese Meditationsbilder bieten eine mystische Interpreta-

tion des Prologs im Johannes-Evangelium (Kapitel 1, Verse 1—14). Zu diesen Bildern hat nun kürzlich Georg Schmid, Dozent an der theologischen Fakultät der Universität Zürich und Pfarrer in Greifensee, in kongenialer Weise meditative Texte geschrieben, in denen man Angelus Silesius zu hören glaubt. Dieses in äusserer Gestaltung und innerem Gehalt wertvolle Meditationsbuch — seine Auflage ist auf 500 Exemplare beschränkt! — strahlt eine zentrale biblische Botschaft weltoffen und seelennah zugleich aus *(Johannes-Evangelium, Werner Classen Verlag, Zürich 1990).*

Politische Porträts von Marion Gräfin Dönhoff

Gestalten unserer Zeit ist der Titel des Bandes, in welchem *Marion Gräfin Dönhoff* politische Porträts vereinigt hat, die zum Teil schon — in kürzerer Form — als Aufsätze in Zeitschriften oder in der Wochenzeitung *«Die Zeit»* erschienen sind. Die Reihe wird eröffnet mit einem einfühlsamen, von Bewunderung und Verehrung geprägten Bild des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker. Aber nicht nur Figuren, denen «Macht und Verantwortung» übertragen ist (George F. Kennan, Helmut Schmidt, Anwar el-Sadat, Henry Kissinger, um nur einige dieser Abteilung des Buches zu nennen), auch «Partisanen der Freiheit» werden porträtiert: Helen Suzman, die im südafrikanischen Parlament von 1953 bis 1983 für die Menschenrechte gekämpft hat, Andrej Sacharow, Nelson Mandela, Robert Havemann und — neben andern Männern des Widerstandes gegen Hitler — Peter Graf Yorck von Wartenburg. «Preussens letztes Kapitel» ist die Würdigung überschrieben, die sachlich, abgewogen, die Hochachtung niemals verfehlend und dennoch fast trocken in der Beschreibung der scharfrichterlichen Praxis, der die Verschworenen des 20. Juli ausgeliefert waren, als besonders eindrückliches Zeugnis journalistischer Kunst erwähnt sei. Die dritte grosse Abteilung des Buches gilt den «Mittlern in feindlicher Welt» und vereinigt die Porträts von so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie Karl Dedecius, Ernst Fischer, Theodor Eschenburg oder Carl J. Burckhardt. Die Lektüre ist nicht nur informativ, sondern zugleich ein Genuss, weil die Verfasserin die grosse Gabe lebendiger Darstellung besitzt, weil sie charakteristische Einzelheiten, Fragmente eines Gesprächs, auch Anekdotisches in ihre Porträts einzuweben versteht *(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1990).*